



ARON BOKS
NACKT
IN DIE DDR

Mein Urgroßonkel Willi Sitte und
was die ganze Geschichte mit mir zu tun hat

HarperCollins

1. Auflage 2022
Originalausgabe
© 2022 by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Gesetzt aus der Dante
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-365-00310-7
www.harpercollins.de



FÜR MEINE GROSSMUTTER, BARBARA MARIA

INHALT

Vorbemerkungen	9
Prolog	13
TEIL I	21
I. Die Heilige Familie	23
II. Kommunisten in Nazischulen	32
III. Rote Straßen	40
IV. Kulturkampf	69
V. Der Geist der Arbeiterklasse	84
VI. Zeiten der Krise	101
GEGENWART	175
I. Ost-Quote	177
II. Zukunft im Land der Frühaufsteher	181
III. Familienausstellung	198
TEIL II	213
I. Zeit der Freizügigkeit	215
II. Die Spur der Nackten	225
III. Ein zu kurzer Sommer	240
IV. Umstrittene Zeiten	264
V. 1987	304
VI. Der Meisterlehrer	313
VII. 1988	323
VIII. Ausgereist	335
IX. 1989	349
X. Wie Figuren sich bewegen	367

Epilog	371
Dank	375
Literaturverzeichnis	379
Anmerkungen	387

VORBEMERKUNGEN

ERSTENS: Auf meiner Spurensuche nach Willi Sitte, der Reise quer durch die Geschichte meiner Familie und der DDR, ist mir vieles passiert, was ich – wie könnte es auch anders sein – nicht erwartet hätte. Und zwar das volle Programm: Seltsames, Schönes, Trauriges und Verrücktes. Ich möchte ohne große Vorrede davon erzählen. Nur wäre mir das gar nicht möglich ohne ein paar Werke, die mich dabei intensiv begleitet haben.

Ich danke den Autorinnen und Autoren, mit denen ich größtenteils persönlichen Kontakt pflegte, sehr für ihre Wissensvermittlung. Sofern ich aus diesen Werken nicht wörtlich zitiere, verzichte ich im Erzähltext auf eine Kennzeichnung und nenne die Publikationen, auf denen der Großteil des historischen Kontexts meiner Recherche aufbaut, an dieser Stelle:

- Gisela Schirmer, *Willi Sitte. Farben und Folgen. Eine Autobiographie. Mit Skizzen und Zeichnungen des Künstlers*, Leipzig 2003
- Thomas Bauer-Friedrich/Paul Kaiser, *Willi Sitte – Künstler und Funktionär: eine biografische Recherche*, Dresden/Halle 2021
- Christian Philippen/Thomas Bauer-Friedrich/Paul Kaiser (Hrsg.), *Sittes Welt: Willi Sitte: Die Retrospektive*, Leipzig 2021
- Marina Farschid, *Auf weißem Grund. Der Maler Willi Sitte im Porträt*, Hörfunkfeature, MDR 2001
- Klaus Schroeder, *Die DDR. Geschichte und Strukturen*, Ditzingen 2011

- Sigrid Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989*, Frankfurt a. M. 1992
- Gunnar Decker, 1965. *Der kurze Sommer der DDR*, München 2015
- Karsten Krampitz, 1976. *Die DDR in der Krise*, Berlin 2016

Weitere Literaturangaben befinden sich in den Anmerkungen und im Literaturverzeichnis.

ZWEITENS: Willi Sittes ältester Bruder, mein Urgroßvater Franz, spielt eine zentrale Rolle in dieser Geschichte. Ich war sechs, als er starb. Durch Gespräche mit Familienangehörigen und vor allem durch seine handgeschriebenen Erinnerungen, Lebensläufe, persönlichen Notizen und Dienstakten war es mir möglich, sein Leben und das seiner Frau Marta, meiner Urgroßmutter, zu rekonstruieren. Wörtliche Zitate sind seinen nicht veröffentlichten Memoiren entnommen, sofern sie nicht anders gekennzeichnet sind. Dasselbe gilt für die unveröffentlichten Memoiren und Tagebücher anderer Familienmitglieder. Dialoge zwischen meinen Familienmitgliedern, die sich nicht aus einem im Text erwähnten Gespräch mit mir ergaben, entstammen der Überlieferung lebender involvierter Personen und beruhen vor allem auf ihren Erinnerungen.

Überhaupt darf man sich nicht nur bewegen lassen.
Man muss sich bewegen lassen,
um sich dadurch selbst bewegen zu können.

PETER UNFRIED

PROLOG

Meine Hand knallt gegen die Scheibe. Gleich geht's los.

Im Schaufenster eines Souvenirladens meiner Heimatstadt ist deren Miniaturdarstellung der Altstadt zu sehen. Das Highlight bildet eine Minidampfflock, die auf Knopfdruck an der Glasscheibe losfährt. Zumindest funktionierte das so, als ich ein Kind war und begeistert vor dieser Scheibe stand. Wieso bewegt sich jetzt nichts? Noch einmal knalle ich gegen den Knopf und noch einmal.

Ich verziehe das Gesicht. So war das alles nicht geplant. Seit Wochen kehre ich meiner Wohnung in Berlin den Rücken und verkrieche mich zwischen Fachwerk und Harzer Wald. Die Straßen hier sind menschenleer. In der von Laternenlicht beleuchteten Scheibe sehe ich mein Spiegelbild. Ich trage die weiße Tennismütze, die ich mir vor einiger Zeit gekauft habe, um wie ein echter Reporter auszusehen. Schließlich wollte ich eine Geschichte schreiben. Eine über Willi Sitte, den wohl »umstrittensten Maler der DDR« – Sozialist, Funktionär, Künstler und – mein Urgroßonkel.

Da ich aber weder ihn noch die DDR kennengelernt habe, schien ich genau der richtige Mann zu sein, um *unvoreingenommen* über ihn zu schreiben. Er war zwar mit mir verwandt, aber in meinem engeren Familienkreis wurde bisher so gut wie gar nicht über ihn gesprochen, und dafür hatte ich auch eine überzeugende Erklärung: Genauso wenig wie er wirklich mit mir und meiner Familie zu tun hatte, war dieses Ostdeutschland und DDR-Ding zwar irgendwie Teil meiner Familie, aber eben: kein Thema.

Nicht für uns. Die vierzig Jahre DDR waren eine glücklicherweise überwundene Zeit, und was passiert ist, ist Stoff für die Geschichtsbücher. Wir sind glückliche Einheitsdeutsche. Das hatte ich zumindest immer gedacht und anlässlich des hundertsten Geburtstags Willi Sittes, meines »unbekannten Verwandten«, unbekümmert angefangen, über diese fremde Berühmtheit zu lesen und selbst einen Artikel zu schreiben. »Er ist mir lange ein Rätsel geblieben«, hatte ich eine Journalistin ganz am Anfang meiner Recherchen wissen lassen, die mich über meine »Beschäftigung« mit Willi Sitte befragte. Ich hatte das gesagt, weil es eben gut und passend klang, und doch bestand dieses Rätsel für mich aus nur wenigen Fragen und, ehrlich gesagt, keinen Unklarheiten. Damals. Ich bezog mein Wissen aus den bisher erzählten Geschichten seines Lebens, aus Feuilletonartikeln mit meist sehr ähnlichem Tonfall – »Großer Künstler, schwierige Person«. Einer, der erst für die Freiheit der Kunst kämpfte und später zum Staatsmaler einer Diktatur wurde. Zwei Leben in einem Satz ohne Fragezeichen.

Ich sehe auf die historische Dampflock im Fenster und das Schloss im Bergwald. Die Aushängeschilder dieser Stadt. Auf einem Foto, das sich inzwischen auf meinem Arbeitsplatz befindet, steht Willi Sitte neben anderen Familienmitgliedern. Es hatte nicht lang gedauert, bis ich beim Verfolgen seines Lebensweges tief in die Geschichte meiner Familie eingetaucht war. Das war's dann mit der »Draufsicht«.

Und nicht nur das. Je tiefer ich eintauchte, desto weniger Antworten, aber umso mehr Fragen fand ich. Wie auf einem unausgeschilderten Weg, bei dem man sich auf Ortskundige verlässt. Schließlich habe ich unzählige von ihnen interviewt. Menschen, die in der DDR gelebt und gewirkt haben. Aber immer, wenn ich geglaubt hatte, näher am Ziel zu sein, eröffnete jemand eine neue Abzweigung, und so ging das immer weiter. Ich fragte Künstler und Historiker nach der Richtung – ebenso

Freunde Willi Sittes, stieß dann auf Feinde, die mich wieder in eine ganz andere Richtung führten, und landete in einer verrauchten Spelunke in Rom, an einem Strand an der Côte d'Azur und dann wieder in einem biederen Café in Halle an der Saale oder einem kerkerähnlichen Atelier im tiefsten Thüringen. Aber was für ein Ziel war das denn, das ich da anstrebte? Was für ein Rätsel hatte ich überhaupt versucht zu lösen – das eines Lebens?

Ich drücke noch einmal etwas sanfter den Knopf in der Scheibe. Es funktioniert nicht. Harter Reality-Check. Immer wenn ich früher hier vorbeispazierte, drückte ich wieder und wieder gegen diesen Knopf, und die Bahn fuhr jedes Mal in verlässlicher Langsamkeit ihre Runden. Über Google Reviews erfahre ich später, dass ich nicht der Einzige bin, der sich darüber wundert: »Ein Stern Abzug, weil die Modelleisenbahn nicht fuhr.«

Seit Wochen habe ich mich im Keller meiner Eltern einquartiert. Die Akten, Dokumente und ausgedruckten Zeitungsartikel mit Fotos und dazugehörigen roten Verbindungsfäden an der Wand erwecken entweder den Eindruck, ich würde ein kompliziertes Verbrechen lösen oder eine Ostalgie-Kneipe im Oberharz ausstatten wollen. Überall hängen Wimpel und Abzeichen mit Hammer und Zirkel mit schwarz-rot-goldenen Farben und das Händedruck-Logo der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Es ist der Nachlass meiner Familie. Dazu gesellen sich Mappen und Kladden aus den Kellern und Dachböden von Angehörigen der Familie, mit denen ich bis vor Kurzem noch nie gesprochen hatte. Plötzlich stand ich in ihren Wohnstuben, bekam Kaffee und fühlte mich manchmal wie ein Eindringling, wenn ich später im Stillen die Tagebücher und Dokumente ihrer Vorfahren las. Aber wieso? Es waren doch auch meine und vor allem: Willi Sittes Vorfahren.

Ich lernte dadurch meinen Urgroßvater und seine Geschwister kennen und wie eng ihr Leben mit dem Willi Sittes verknüpft war. Etwas, das mir vorher nicht bewusst war. Dadurch erfuhr ich von ihrer kommunistischen Prägung und ihrer späteren grundlegenden Überzeugung, aus dem antifaschistischen Gedanken heraus ein neues, gutes Land aufzubauen. Um Missverständnissen gleich vorzubeugen: Die Memoiren meines Urgroßvaters sind dermaßen heroisch und ohne jegliche Selbstzweifel geschrieben, dass ich seinen Stolz, Teil einer ehemals dissidentischen, antifaschistischen Aufbaugeneration zu sein, nicht etwa erst hineininterpretieren musste. Alle Brüder von Willi Sitte gingen mit einer selbstverliebten Sturköpfigkeit voran, mit der sie dann auch in ihrer Partei aneckten, innerhalb derer sie diese wahnsinnige und manchmal komisch zu lesende Überzeugung vertraten, allein die richtige Lösung für eine glorreiche nationale Zukunft zu haben. Nachdem der eine von der Wehrmacht desertiert war, begab sich der andere in den Widerstand, und alle bekannten sich zur Partei bei der Staatsgründung der DDR. Sie wollten »sich einbringen«, nahmen Parteaufträge wahr, kassierten Strafen, Demütigungen, kämpften jahrelang gegen Windmühlen und besaßen doch diese tiefe Treue gegenüber einer »gemeinsamen Sache«, für die sie irgendwann mit Macht, Einfluss und Erfolg belohnt wurden – bis zum Ende der DDR.

Willi Sitte ist da keine Ausnahme. Einige seiner Bilder wurden in dieser Zeit verboten, andere in DDR-Schulbüchern gezeigt oder zu Motiven für Briefmarken, weil sie dafür genug parteiliches Potenzial hatten. Und irgendwann malte er durchgehend Bilder, die mich gleichzeitig befremden und beeindrucken – genau wie die Menschen, die ihre Entstehung mitverfolgt und erlebt haben, während er es bis an die Spitze der DDR-Kulturpolitik schaffte.

Und an allen Ecken der Geschichte dieses Landes taucht immer wieder sein Name auf. Wenn auch in ganz unterschiedli-

cher Lesart. Einmal wird er dargestellt als einer, der gegen die Enge von Walter Ulbrichts Kulturpolitik protestiert und mit Margot Honecker tanzt. Einer, der ständig Westkontakte unterhält, aber mit dem Mann, der der Mauer mitsamt dem Todesstreifen den Namen »antifaschistischer Schutzwall« verpasste, beim Halleschen FC* auf der Tribüne sitzt. Dann ist er einer, der jahrelang die Hölle durchmacht, um seinen künstlerischen Stil durchzusetzen – während seine Kollegen reihenweise in den Westen gehen –, um später selbst Regeln einer parteikonformen Kunstrichtung zu bestimmen und damit Karrieren zu beenden. An anderer Stelle wieder ist Willi Sitte jemand, der wegen staatsfeindlicher Tendenzen überwacht wird und später öffentlich Wolf Biermanns Ausbürgerung gutheißt. Hier einer, der mit aller Kraft versucht, den Sozialismus anzutreiben und sich in seinen Bildern immer verbissener in eine Utopie hineinmalt. Und dort einer, der mit dem Einsturz dieses Staates und wegen all dieser Tatsachen als »ambivalente Persönlichkeit« von der Bühne verschwindet.

Und pünktlich zu seinem Geburtstag hielt ich es für eine gute Idee, diese Bühne zu betreten, um Einblicke hinter die Kulissen zu bekommen. Natürlich habe ich mich dann gewundert, wie gespalten sich die Protagonisten gegenüberstanden, sich meiner aber annahmen. Schließlich war ich der Neue. Sie erzählten mir von dem alten Rebellen Willi Sitte, von dem kritischen Künstler, dem gutmütigen Lehrer, der die Kunst voranbringen wollte. Diese Personen vermeiden gern das Wort Politiker – dabei hatte Willi Sitte mit Leidenschaft alles dafür getan, um als solcher dazustehen.

Doch kaum hatten die Lobessänger auserzählt, nahm mich jemand an die Brust und sprach über die Ungerechtigkeit und,

* Von 1966 bis 1991 Hallescher FC Chemie.

nicht zu vergessen, die Diktatur, an der Willi Sitte Zeit seines Lebens mitgewirkt hatte – oder etwa nicht?

Sie redeten und redeten, heiser von lang geführten Debatten, und irgendwann ging es darum, dass eben doch oder »nicht alles schlecht« war, und meist ging es schon nicht mehr um Willi Sitte, sondern um diese kurze Geschichte eines Landes, dessen Ende nun schon über drei Jahrzehnte zurückliegt und mit jedem weiteren Jahr neu erzählt wird. Ich bin immer weitergelaufen – geleitet von diesen Gesprächen, bis ich irgendwann einen eigenen Weg fand. Und nun sitze ich seit Wochen in dieser Kleinstadt im Harz.

Ich rücke meine Mütze zurecht. Mützen haben mir noch nie wirklich gestanden. Noch einmal drücke ich erfolglos gegen die Scheibe, bevor ich mich umdrehe und wieder in Richtung meines Arbeitskellers nach Hause gehe.

Darf ich das? Wie eines dieser Warnschilder auf einem Waldweg, das »Betreten auf eigene Gefahr!« sagt, vor dem man stehen bleibt und nachdenkt, wie wahrscheinlich es sein kann, beim Wandern tatsächlich von einem herunterstürzenden Ast erschlagen zu werden, drängt sich diese nervige Frage in meinen Text, wann immer ich beim Schreiben ins Stocken gerate oder innehalte. Nie war die Geschichte der DDR ein großes Thema für die jüngeren Familienmitglieder, die diese noch miterlebt haben. Und auf einmal begeben sich in diese Zeit und will so etwas wie Fußnoten zu meinem Leben erkennen. *Darf ich das?* Ich schüttele mich. Ich denke an mein Arbeitszimmer und die rot gespannten Fäden zwischen meinen Notizen, an die Anmerkungen, die Kritzeleien, zwischen den transkribierten Gesprächen, an alles, was mich während dieser Suche in eine Richtung führen sollte. Dabei ist es längst nicht allein die Neugier, die mich leitet. Vielleicht auch Faszination. Meist spreche ich das nicht laut aus. Doch klar geht Anziehungskraft von jemandem aus, der für ein Ideal lebte. Natürlich. Aber der

Sozialismus als Ideal? Jene Staatsform, die ich in meiner Schulzeit und Jugend vor allem als Diktatur kennengelernt hatte? Und überhaupt – bisher hatte ich meine engere Familie kaum mit Sozialismus und der Arbeiterklasse in Verbindung gebracht. Mein Vater ist zwar in der SPD, »aber kein Genosse, Aron! Dieses Wort existiert für mich nicht!« Meine Mutter und er waren Abijahrgang 1990, und in unserer Familie wurde jede Form positiver DDR-Erinnerung schon allein dadurch unterbunden, weil wir einfach nie über »damals« sprachen. Ich denke an den eigenartigen Blick meiner Mutter, als ich sie dann auf einmal fragte, wie sehr die Geschichte der DDR mit ihrem Leben zu tun hat. Sie sah verwundert aus. Wie so viele Zeitzeugen, denen ich Fragen über ihre erlebte DDR und die Zeit danach stellte. Ich habe schließlich nur eine der beiden Epochen erlebt. Und genauso wurde ich angesehen. Als wäre ich in diesem Moment ein unerwarteter Besucher aus einer längst vorangeschrittenen Zeit. Und immer, wenn ich dann in die Gegenwart zurückkehrte, hatte diese sich irgendwie verändert. So als wäre man auf einer Zeitreise gewesen. Vielleicht läuft das so ab, wenn man seiner Familiengeschichte nachgeht. Man muss dort in der Vergangenheit nur den kleinsten Stein versetzen, und schon verändert sich das, was man persönlich so gut zu kennen meinte, auch in dieser ständigen Gegenwart.

TEIL I

I. DIE HEILIGE FAMILIE

Fremde Verwandte

Alles fängt damit an, dass meine Großmutter dieses in Zeitungspapier verpackte Gemälde auf den Tisch legt:

Fünf altmeisterlich gemalte Figuren stehen dort auf einer Waldlichtung. Mutter, Vater, Großeltern und Kind mit Vieh, in naturalistisch nachmittäglichen Farben. Meine Großmutter blickt stolz in die Runde. Wir schauen gebannt zurück.

»Wo hast du das denn her?«, frage ich.

»Das ist von meinem Onkel.«

»Wem?«

»Na wem wohl? Willi!«

Und plötzlich gibt es »Willi«, einen Mann, der in meiner Familie bis zu diesem Tag nicht wie ein Verwandter, sondern wie ein Begriff aus einem kunsthistorischen Lexikon erwähnt wurde. »Willi Sitte« – DDR-Maler, Bruder meines Urgroßvaters, Onkel meiner Großmutter und bisher der rätselhafte Verwandte, der diese riesigen, fast immer nackten und vor Fleisch kraftvoll strotzenden Menschen malte und auf dem Bild seines Wikipedia-Eintrags Erich Honecker die Hand schüttelt.

Ich besuche meine Großmutter gemeinsam mit meinen Eltern und meinem Bruder an diesem Wintertag im Januar, und eigentlich sind wir schon wieder auf dem Sprung nach Hause. Und jetzt liegt da dieses Werk, das meine Großmutter bisher auf dem Dachboden aufbewahrt hatte. Willi Sitte war der Bruder ihres Vaters. In meiner Großmutter scheint in die-

sem Moment etwas aufzubrechen. Zum ersten Mal erzählt sie von ihrem Lieblingsonkel, der Übersiedlung ihrer Familie aus der Tschechoslowakei nach Deutschland und dass dieses Gemälde irgendwie in den Besitz ihrer Eltern gekommen war.

Meine Großmutter, meine Eltern, mein Bruder, ich – wir alle starren einfach nur auf das Gemälde, das immer noch auf dem Tisch liegt, wie ein regungsloses Tier auf der Straße, umringt von einer Gruppe Kinder, die es immer mal wieder mit spitzen Fingern betasten.

»Opa wollte das bis zu seinem Tod aufbewahren, um den Wert zu steigern. Was weiß ich«, sagt meine Großmutter, »ich habe das jetzt nach Ewigkeiten wiedergefunden ...« Sie wird von meiner Mutter unterbrochen, die verwundert auf den rechten Rand der Leinwand tippt: »Da ist keine Unterschrift.« Mein Bruder und mein Vater nicken mit verschränkten Armen, als wüssten sie, dass Willi Sitte natürlich, wenn überhaupt, nur dort seine Unterschrift hätte setzen können.

»Ich weiß, warum!«, sagt meine Großmutter aufgeregt.

Mein Urgroßvater, Willi Sittes Bruder, setzte es in einen wirklich sehr schön anzusehenden bronzefarbenen Rahmen, der aber wohl etwas zu klein gewesen war – weswegen meine Urgroßmutter kurzerhand den »nicht brauchbaren« Teil des Gemäldes mit einer Schere abschnitt, der einen Teil der Schrift, die Signatur, leider verschwinden ließ und den Wert des Werkes mal eben um mindestens die Hälfte reduzierte. Willi Sitte war zu diesem Zeitpunkt erst neunzehn und hatte kaum Berührungspunkte mit dem Kunstmarkt. So schien diese »Größenkorrektur« eines seiner Bilder vermutlich vorteilhafter, als extra einen neuen Rahmen dafür kaufen zu müssen. Es war ja nur ein Bild vom Willi – den berühmten Künstler Willi Sitte gab es damals noch nicht.

All das sprudelt aus meiner Großmutter heraus, und ich bin erstaunt, dass ich zuvor noch nie etwas von dieser Geschichte gehört habe.

Nach einer Weile des Schweigens sage ich: »Vielleicht müssen wir die Unterschrift ganz einfach finden.«

Ein paar Tage später treffe ich meine Großmutter.

Ich habe inzwischen Willi Sittes Autobiografie gekauft und sämtliche Artikel über ihn mit einer regelrechten Wissensgier durchstudiert, sodass ich das seltsame Gefühl habe, *ich* könnte ihr inzwischen mehr über ihren Onkel erzählen als umgekehrt.

Aber irgendwie muss ich das Gespräch ja beginnen, denke ich.

»Wie geht es dir, seitdem du das Bild wiedergefunden hast?«, frage ich sie.

»Wie meinst du das?«

»Na, was genau hat dieses Gemälde in dir ausgelöst?«

»Aron, das hat gar nichts in mir ausgelöst.«

Das erwartet man natürlich nicht. Jedenfalls nicht, wenn man glaubt, seine Großmutter bei einer echten Erinnerungszeitreise beobachtet zu haben.

»Weil ich dieses Gemälde von Kind auf kannte«, sagt sie.

»Das Gemälde war ganz wichtig für mich.«

»Aber du hast es nie aufgehängt«, sage ich.

»Na, würdest du dir das hinhängen?«

Guter Punkt. Ich denke wieder an diese gelangweilten Gesichter der Figuren. Nachmittägliche Ödnis. Die Familienmitglieder neben dem Vieh auf der Lichtung, die so barock-apatthisch dreinschauen, als müssten sie dem Betrachter den ganzen Ärger der Vergänglichkeit entgegenstarren. Nichts gegen die Farbfeuerwerke von Bildern voller Erotik und Klassenkampf, für die Willi Sitte bekannt geworden war.

»Du hast nie so viel über ihn erzählt ...«, beginne ich.

»Für mich war er einfach: mein Onkel.«

Ich schweige kurz.

»Liegt es daran, dass er so überzeugt von der SED war?«, frage ich forsch.

»Nein.«

»Oder weil er im Zentralkomitee der Partei saß?«^{*}

»Ach was ... das hat mich doch nicht interessiert«, sagt sie.
»Wir hatten früher einmal ganz viel miteinander zu tun. Nur hat er sich nach der ›Wende‹ zurückgezogen.«

»Und jetzt gilt er als umstrittener Künstler ...«

»Ja, das ist ärgerlich«, sagt sie schnell. »Das ist eine ziemlich komplexe Sache und schwer zu erklären. Wobei ...«, sie schüttelt den Kopf.

»Es ist schwer?«

»Aron, ich glaube, in dieser damaligen politischen Situation hat er seine Kunst gebraucht. Und auch seine Position – um etwas auszusagen.«

»Mit seiner Kunst, als Maler?«

Sie nickt.

»Dafür musste er so weit aufsteigen als Politiker, in der DDR?«

»Keiner spricht hier von *müssen*. Das würde der Sache nicht gerecht. Und doch ...«, sie verschränkt die Arme. »Es ist schwer zu erklären. Ich kann darüber reden. Aber ich kann nichts *erklären*. Es gibt bestimmt Künstler, bei denen es einfacher ist«, sagt sie, »aber um Willi kennenzulernen, musst du ... nun ja ... da musst du diesen Weg verstehen.«

Meine Großmutter sagt das weder zögerlich noch mysteriös, sondern als Selbstverständlichkeit: »Da musst du diesen Weg verstehen.«

Hatte sie seinen Weg vielleicht selbst nicht verstanden? Es muss doch einen Grund dafür geben, wieso meine Großmutter, die noch jeden so alltäglichen Einkaufsbesuch mit der Span-

* In der DDR bildete das Zentralkomitee (ZK) laut Parteistatut der Sozialistischen Einheitspartei (SED) das höchste Organ der Partei, die als allein herrschende Partei die Politik des Landes bestimmte. Willi Sitte war ab 1947 Mitglied der SED und ab 1986 Mitglied des ZKs.

nung eines Romans erzählen kann, nie wirklich über ihren Lieblingsonkel gesprochen hatte.

Dabei hat sie ihn aber auch nie verschwiegen, das muss ich einsehen. Ich denke an die Bilder an ihren Wänden. Willi Sittes Grafiken, die dort ohne Titel all die Jahre hingen. Sie waren alles andere als unauffällig, sondern Zeugnisse der Werke, die Willi Sittes Markenzeichen werden sollten.

Muskulöse korpulente, nackte Körper, die eng umschlungen ineinander verschmelzen. Mit verzogenen Fratzen. Voller Lust, Freude und Schmerz. »Was soll das bedeuten?«, hatte ich sie einmal vor Jahren schüchtern gefragt.

»Ich weiß es nicht«, hatte meine Großmutter gesagt und gelächelt. »Diese Kunst war ihrer Zeit voraus.«

Was ich jedenfalls zu Beginn meiner Recherchen, nachdem ich all diese Artikel und die Autobiografie gelesen hatte, schon weiß: Willi Sitte war einer, der »weiter nach oben« wollte. Genau wie es meine Großmutter sagt. Aber in dieser Partei, deren Macht und ihr Erhalt auf Verbrechen fußte? Und das alles, um Kunst zu schaffen? Zwischen dem altertümlichen Gemälde und den Bildern an der Wand meiner Großmutter liegen Jahrzehnte Geschichte. Eine Zeit, über die ich eigentlich nichts weiß. Außer, dass es gut ist, dass sie vorbei ist. Das war bisher eine Klarheit, mit der ich gut leben konnte. Und das soll die Zeit der Visionen und die der größten Schaffenskraft meines Urgroßonkels gewesen sein?

Kurz vor der großen Ausstellung anlässlich Willi Sittes einhundertstem Geburtstag hat meine Großmutter sich wieder an das alte Bild auf dem Dachboden erinnert. Unwahrscheinlich, dass das alles Zufall ist. Ich hatte gelesen, dass alle seine Bilder in Depots verbannt gewesen waren, nach der »Wende«. Mit Verweis auf den Staatsmaler und umstrittenen Künstler ist man sich in der Öffentlichkeit nun dennoch einig, dass diese Bilder »neu entdeckt werden« müssten.

Deswegen scheint es irgendwie so, als müsste ich mich beeilen, so schnell wie möglich loszugehen – als würde zwischen dieser alten und neuen Geschichte noch etwas anderes warten. Dieses Gemälde, der Weg dieser Familie und der Willi Sittes. Eine gemeinsame Geschichte.

Die Memoiren

Das Bild heißt *Die Heilige Familie*, und ich weiß inzwischen, wie es in den Besitz meiner Großmutter gekommen ist: Willi Sitte hatte es meinen Urgroßeltern, seinem Bruder Franz und dessen Frau Marta, zur Hochzeit geschenkt. Überhaupt wird mir erst jetzt wirklich klar, dass die Herkunft meiner Familie ihren Ursprung nicht in Wernigerode im Harz, nicht einmal in Deutschland, hat und dass mein Urgroßvater und all seine Geschwister noch zweisprachig aufgewachsen sind.

Meine Urgroßeltern haben 1940 geheiratet und lebten damals in mehreren Orten in Nordböhmen wie zum Beispiel in Gablonz an der Neiße und Lindenau. Immer nur wenige Kilometer von Franz und Willi Sittes Geburtsort entfernt, wo die beiden mit ihrer Schwester und drei weiteren Brüdern auch aufgewachsen sind. Damals hieß der Ort noch Kratzau. Die Tschechen, die dort nach Ende des Zweiten Weltkriegs in der Mehrzahl leben, nennen ihn Chrastava, und Gablonz und Lindenau heißen heute Jablonec und Lindava. All das erzählt mir meine Großtante Ulli, eine Schwester meiner Großmutter, am Telefon. Ich weiß nicht, wie viele Jahre wir nicht miteinander gesprochen haben. Spontane Anrufe wie diese bekomme ich in letzter Zeit häufiger von Familienmitgliedern, und meist beginnen sie mit dem Satz: »Deine Oma hat mir ja deine Nummer gegeben und ...«

Ich erfahre, dass das Gemälde zusammen mit meiner Familie nach Deutschland gekommen und in Wernigerode gelandet ist.

Ein Ort, der meiner Familie so wichtig wurde, dass fast alle Mitglieder im örtlichen Rathaus heirateten und die letzten Wochen vor der Geburt ihrer Kinder dort verbringen mussten, damit in der Geburts- und Traurkunde der Eheleute und Nachkommen kein anderer Ort als Wernigerode stand. Das war auch der Grund, weswegen meine Eltern sechs Wochen vor meiner Geburt ihre gemeinsame Wohnung in Hannover verließen und sich im Haus meiner Großeltern einquartierten – »um sicherzugehen«.

Die letzten drei der ehemals vier Sitte-Schwestern, ihre älteste Schwester Burgi (geboren 1940) starb bereits vor vielen Jahren, sind die Einzigen, die mir vermutlich noch irgendetwas über die Geschichte hinter dem Gemälde und – viel wichtiger – dessen Reise von Nordböhmen in den Harz erzählen können. Nur wurde meine Großmutter Bärbel erst 1952 geboren und hat diese Umsiedlung nie erlebt. Hanne, 1941 geboren, könne sich an gar nichts mehr erinnern. Und Ulli, Jahrgang 1944, zwar auch nicht, aber sie hätte »Material«. Also treffen wir uns in ihrem Bungalow, in einem Vorort von Oranienburg bei Berlin.

In der DDR war das Wort »Vertreibung« für die Abschiebung von den bis zu drei Millionen Deutschen aus der Tschechoslowakei, tabu.* Man sprach verharmlosend von »Umsiedlung«. Aber im Endeffekt bleibt die Szenerie vor meinem

* Seit dem 13. Jahrhundert besiedelten Deutsche die tschechischen Grenzgebiete. In der Zeit der Gründung der Tschechoslowakei, im Jahr 1918, betrug der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung 23 Prozent. Zu diesem Zeitpunkt setzte sich auch der Begriff »Sudetendeutsche« durch, welcher die gesamte deutsche Minderheit des Landes einschloss. Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg wurden binnen kürzester Zeit, auf Grundlage der 1942 im englischen Exil verfassten Beneš-Dekrete, drei Millionen Deutsche in der Tschechoslowakei per Gesetz enteignet und aus den Gebieten Böhmens und Mährens mit einem hohen Maß an Brutalität und einem Bruchteil ihres Hab und Guts zu Fuß oder auf Lastwagen ins Ungewisse geschickt. Anfänglich fehlte eine Klassifizierung des »Deutschseins«. Alleine das Sprechen der deutschen Sprache machte einen zum Zielobjekt der Wut. (Erik K. Franzen, Hans Lemberg, *Die Vertriebenen – Hitlers letzte Opfer*, Berlin/München 2001, S. 156)

inneren Auge dieselbe: Menschen, die mit nichts außer ein paar Lumpen, einem Beutel und im besten Fall einem Viehwagen auf Landstraßen einen beschwerlichen, bitterkalten Weg in das verwüstete Deutschland gehen.

»Wir *mussten* nicht gehen«, sagt Ulli, »schon gar nicht zu Fuß.«

»Ihr durftet bleiben, weil eure Großmutter Tschechin war, das hat Oma zumindest vermutet.«

Sie seufzt. »Herrje. Wir waren Kommunisten, Aron.«

Sie erzählt mir die Geschichte auf ihrer Terrasse:

Ulli ist fast noch ein Säugling, gerade zwei Monate alt, als ihre Mutter das erste Mal auf russische Soldaten trifft und sie von ihnen Brot in den Kinderwagen gelegt bekommen. Meine Urgroßmutter Marta hatte sich während der Hausdurchsuchungen versteckt und damit die Weisung der SS ignoriert, die ihr befahl, sich, wie alle deutschen Frauen in Kratzau, dem Flüchtlingstrack anzuschließen und die Stadt zu verlassen. Zwar ist ihre Schwägerin, die Mutter meines Urgroßvaters und Willi Sittes, die einzige Tschechin in der Familie, Antifaschisten sind sie aber alle. Sie hätten nicht all die Jahre durchgehalten, um jetzt doch mit den anderen Deutschen einfach so ihre Heimat zu verlassen. Nein, sie hatten keine Angst. *Ihnen* hätten die Russen nichts getan.

Später wären sie dann in einem Auffanglager gelandet, im Osten. Daran könne sie sich bereits erinnern, erzählt Ulli. Und natürlich auch an das Gemälde.

»Nein, dass Bärbel nicht einmal den Namen des Bildes wusste ...«, sagt sie nach einer Weile. »Na ja, na ja. Sie weiß zu wenig. So ist das. Bei mir ist es nur so, dass ich ...«

»Dass du selbst noch viel zu jung warst?«, unterbreche ich sie.

Ullis Augen springen von einem Punkt in ihrem kleinen Garten zum nächsten, als würde sie hier nicht schon seit fünfzehn

Jahren leben. Und obwohl es Jahre her ist, dass ich sie das letzte Mal besucht habe, sieht alles noch so aus wie früher. Selbst ihr neuer Hund. Wieder ein schwarzer Labrador, eine treue Seele. Wenig später verschwindet sie im Haus und kommt mit zwei Koffern zurück. Historische Schatztruhen: voller Fotos, Kalender, Schnellhefter mit Briefen und Einladungskarten und einer Ledermappe mit brüchigem Pergamentpapier, auf dem in Schreibrift *Franz Sitte, meine Memoiren* geschrieben steht. Das Archiv meiner Familie lag also die ganze Zeit in diesem kleinen Bungalow, in dem Ulli lebt. »Ich habe selbst überlegt, unsere Familiengeschichte aufzuschreiben, aber irgendwie konnte ich es nicht«, sagt sie.

II. KOMMUNISTEN IN NAZISCHULEN

Malen für die Reichskanzlei

Willi Sitte wird 1921 im damaligen Kratzau geboren und ist dort auch aufgewachsen. Wie mein Urgroßvater, sein ältester Bruder Franz, der neun Jahre vor ihm geboren wurde.

Während Franz erst im Erwachsenenalter seine Berufung in der Glasindustrie findet, ist Willi Sitte bereits mit sechs Jahren klar, was er werden will: Maler. Doch im Lebenskonzept seiner Eltern ist er damals vor allem eins: eine fest eingepflanzte Arbeitskraft auf dem heimischen Bauernhof. Also muss er sich sein künstlerisches Handwerk selbst beibringen. In jeder freien Minute, zwischen Schule und Feldarbeit – aber dazu später mehr.

Ich fahre nach Kronenburg, eine Kleinstadt in der Eifel. Das Gemälde ist sehr wahrscheinlich hier entstanden.

In Kronenburg besuchte Willi Sitte 1940 eine Meisterschule für Malerei. Ein paar Jahre zuvor hatte sein ältester Bruder Franz Kontakt zu einem Teppichfabrikanten aus der näheren Umgebung aufgenommen, der Willi Sitte als Musterzeichner einstellen sollte. Der Fabrikant finanzierte die dafür notwendige Ausbildung auf einer Privatschule, ohne ihn am Ende jedoch bei sich einzustellen. Er wollte ihn anderweitig fördern. Ein künstlerisches Talent wie er gehöre nicht in eine Fabrik, sondern auf eine Kunsthochschule. Seinem Vater Josef Sitte

versicherte er, dass er sich um die Karriere seines Sohnes kümmern wird. Keiner aus der kommunistischen Familie Sitte hegt Bedenken. Auch nicht beim Namen der Kunsthochschule: der »Hermann Göring Meisterschule für Malerei« in Kronenburg.

Ein riesiges weißes Fachwerkgebäude mit kirchenartigen Bogenfenstern. Drum herum erstreckt sich das Dorf mit weiteren Fachwerkhäusern, die dicht aneinandergedrängt auf glänzendem Kopfsteinpflaster stehen.

Die ehemalige Schule, die Hermann Göring* gestiftet hatte, wird heute als »Haus für Lehrerfortbildung Kronenburg« des Landes Nordrhein-Westfalen genutzt. Früher hat hier Werner Peiner**, einer der höchstdekorierten Maler und »Gottbegnadeten«*** im Nationalsozialismus, Meisterschüler unterrichtet. Unter ihnen: Willi Sitte.

Ich bin mit Martin Schöddert, dem Einrichtungsleiter des Hauses, verabredet. Dass heute daran erinnert wird, dass dieses »Haus für Lehrerfortbildung« in diesem so friedlich pittoresk aussehenden Ort einmal ein beliebtes Ausflugsziel für Nazigrößen wie Heinrich Himmler und Joseph Goebbels war, ist ihm zu verdanken. So wurden unter seiner Leitung 2015 Infotafeln am und im Haus angebracht. Sie enthalten Informationen, mit denen Schödderts Vorgänger sich im Haus für Lehrerfortbildung nicht befassen wollten. »Auch die Einwoh-

* Hermann Göring (1893–1946) war unter Adolf Hitler ab 1935 Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Chef des Reichswirtschaftsministeriums.

** Werner Peiner (1897–1984) konnte den Wunsch nach einer eigenen Meisterschule bei einem Tischgespräch mit Hermann Göring durchsetzen, welche sich als »Hermann Göring Meisterschule für Malerei« ab 1938 unter Peiners Leitung verselbständigt hat. (Vgl. Nikola Doll: *Mäzenatentum und Kunstförderung im Nationalsozialismus. Werner Peiner und Hermann Göring*, Weimar 2010.)

*** Die Gottbegnadeten-Liste war eine von Adolf Hitler und Joseph Goebbels zusammengestellte Liste von Künstlern und Künstlerinnen, die für die NS-Ideologie wichtig schienen.

ner hätten das als *störend* empfunden«, sagt er, »aber was willste machen, ich mache hier meine Arbeit.«

Um die Mittagszeit wandere ich durch das hohe Gras rund um die Schule, bis ich auf eine Lichtung komme, die der des Gemäldes ähnlichsieht.

Ich blicke auf die Weite des Tals. Alles ist so still in diesem Ort, der noch heute ziemlich abgeschottet vom Weltgeschehen wirkt. Der Besuch der Meisterschule in Kronenburg bewahrt Willi Sitte vor der Einberufung in die Wehrmacht. Der Krieg umgibt ihn, doch erst als er 1940 mit seiner Klasse in das von den Deutschen eingenommene Frankreich reist, um zeichnerische Studien zu unternehmen, hat er ihn vermutlich direkt vor Augen. Seine linke Gesinnung muss er während seiner Zeit an der Meisterschule verbergen.

In dieser Zeit ist *Die Heilige Familie* entstanden. 1940. Fern von der Heimat – aus Sehnsucht heraus gemalt? Wieder im Gebäude, erzähle ich Martin Schöddert von Willi Sittes Zeit in Kronenburg und zeige ihm das Gemälde.

»Dazu kann ich Ihnen auch nicht mehr erzählen ... Aber kommen Sie mal mit«, sagt er und führt mich in den heutigen Speisesaal. Eine Art Kapelle mit über sechs Meter hohen Wänden.

»Hier haben sie alle gemalt«, sagt Schöddert. »Das war das große Atelier ... Aber das wissen Sie sicher ... gelernt hat hier keiner was.«

Ich nicke. Der damalige Direktor, Werner Peiner, hatte nicht wirklich vor, seine Schüler zu unterrichten. Er brauchte »seine Meisterschüler« als billige Arbeitskräfte für die Umsetzung seiner eigenen Auftragsarbeiten, zu denen er lediglich Skizzen vorlegt. Werke, ganz nach den Wünschen seines Auftraggebers, Freundes und Namenspatrons der Schule: Hermann Göring. Und der forderte das Großformat, vermutlich sind die Decken der Schule deswegen auch so hoch.

»Schauen Sie ... Ist das nicht irre?«, sagt Schöddert.

»Wohl eher riesig«, antworte ich.

»Das auch.«

Er deutet auf eine Abbildung an einer Infotafel, die einen riesigen Wandteppich zeigt, auf dem in altmeisterlich heroischer Weise eine Kriegsszene dargestellt ist: *Die Schlacht im Teutoburger Wald*.

Sieben Schicksalsschlachten des Deutschen Reiches sollen dargestellt werden. Natürlich monumental, als Wandteppiche. Mit der Zeit hegt Willi Sitte wohl eine Vermutung, wieso der Teppichfabrikant ihn so gönnerhaft ausgerechnet an diese Schule geschickt hat.

Doch viel Zeit zum Grübeln bleibt ihm nicht. Sieben Schicksalsschlachten für das Deutsche Reich. Jeden Tag im Großformat.

Träume aus Glas

Mein Urgroßvater Franz wird wie sein Bruder Willi Sitte im damaligen Kratzau geboren. 1912. Sein Vater Josef Sitte zieht bald als Soldat in den Ersten Weltkrieg. Als er wiederkommt, wird mein Urgroßvater gerade eingeschult und versteht sich schon bald als Kommunist. So wurde er erzogen.* Sein Vater ist ein sudetendeutscher Gemüsebauer und seine tschechische Mutter, Elisabeth Sitte, ein gelerntes Dienstmädchen. Franz Sittes Leben, ebenso wie das seiner älteren Schwester und das seiner drei jüngeren Brüder, beginnt in einer echten Bauern-

* Es wird sich ein gewisser Hang zur Rebellion durch die Memoiren meines Urgroßvaters ziehen. So erzählt er vom ersten Tag seiner Schulzeit Folgendes: »... ich weiss, dass viele Kinder gehult haben und nicht dortbleiben wollten. Ich war stolz, dass ich eben anders war.«

familie. Ihr Lebensmittelpunkt ist der heimische Hof und ihre Wohnstube ein Ort, in dem ständig benachbarte Kommunisten ein und aus gehen. Sein Vater hatte eine Ortsgruppe der KPČ in Kratzau gegründet – der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei.

Franz Sitte hat aber vor allem zwei große Leidenschaften, die sein Leben und das meiner Familie bestimmen sollen: Glas und Wintersport.

Im Spätsommer des Jahres 1938, kurz vor seinem sechsundzwanzigsten Geburtstag, ist er bereits Außenhandelsvertreter der in seiner Heimat boomenden Glasindustrie. Um die Interessen dieser Branche zu vertreten, spricht er Tschechisch, Deutsch, Englisch und auch Spanisch, und er korrespondiert mit Geschäftspartnern in der ganzen Welt, die er selbst so gern bereisen will. Nur bleibt bei der Arbeitsgeschwindigkeit seines Betriebs, die er von seinem Schreibtisch aus auf allen Flecken der Erde steuert, immer weniger Zeit für den Skisport, den er liebt. So scheint ein Inserat der Zeitung seines Vereins, dem *Deutschen Alpenverein*, wie für ihn gemacht: »Sektion Chile sucht deutschen Skilehrer für einen Deutschen Skiklub in Santiago de Chile.«

Er wäre schon einmal fast von zu Hause fortgegangen.

1936, zwei Jahre vor dieser Annonce, war der Spanische Bürgerkrieg* ausgebrochen. Ein dreijähriger Kampf, dem sich wiederum Kommunisten aus den verschiedensten Ländern Europas anschlossen, um gegen die Faschisten zu kämpfen. Franz Sitte hatte vor einer Entscheidung gestanden: Sollte er bleiben oder aus Überzeugung zusammen mit seinem besten Freund

* Drei Jahre lang kämpften faschistische Truppen unter Francisco Franco, dem späteren Diktator Spaniens, mit der Unterstützung des ebenso faschistischen Deutschlands und Italiens gegen die zweite Spanische Republik. Francisco Franco wird das Königreich Spanien bis zu seinem Tod 1975 als Diktator regieren.

Fritz, ebenfalls ein Kommunist, nach Spanien gehen, um dadurch, wie er schreibt, seiner Mutter »das Herz zu brechen«? Er blieb in Kratzau. Eigentlich war er auch froh darüber. Um ehrlich zu sein, hatte er nur wenig Lust, sein junges Leben aufs Spiel zu setzen. Aber das hätte er seinem Freund Fritz niemals so sagen können. Nicht als Sohn von Josef Sitte, dem überzeugtesten Kommunisten der Gegend. Aber allmählich wird es Zeit für ihn, aus Kratzau herauszukommen, und dieses Angebot in Südamerika scheint ihm die perfekte Gelegenheit. Er bewirbt sich, und seine Bewerbung wird angenommen. Das Tschechische Konsulat in Prag hat ihm bereits ein Visum ausgestellt, seine Familie ist angesichts der baldigen Trennung bekümmert, doch tröstet sie sich damit, dass wenigstens dort, wo er hingehen wird, Frieden herrscht. Doch auch dieses Mal kommt es anders:

»Als ich zurückkam, lag auf dem Tisch meines Zimmers die Einberufung auf Grund der Mobilmachung. Die Welt brach über mir zusammen. Anstelle dieser Reise reiste ich [...] zum Empfang der Waffen. Ohne einen Schuss abzugeben, liessen die Tschechen die deutschen Truppen ins Sudetenland einmarschieren.* Damit waren alle Zukunftspläne illusorisch. Wir gehörten nun zum Grossdeutschen Reich und gleich darauf kam ich mit vielen meiner Sportsfreunde zum RAD (Reichsarbeitsdienst), ohne an das zu glauben, was damals die ›Rote Fahne‹, unsere Parteizeitung, voraussagte. ›Hitler bedeutet Krieg!‹ Durch diese grossen politischen Veränderungen ging auch mein Leben in ganz andere Richtung.«

* Gemeint ist der Einmarsch der Wehrmacht in die sudetendeutschen Gebiete im Oktober 1938, welche die Tschechoslowakei an das Deutsche Reich abtreten sollte. Eine Folge des Münchner Abkommens, auf das an späterer Stelle eingegangen wird.

Während Willi Sitte Malerei studiert, ohne wirklich etwas zu lernen, erhält mein Urgroßvater, wie alle in der Familie Sitte ein »stadtbekannter Roter«, im Reichsarbeitsdienst eine »gewisse Ausbildung«.

Das bedeutet Arbeitslager mit »nationalsozialistischer Erziehungsarbeit.«* Eine Arbeit, die ihn vorbereiten soll für seine neue Stelle als Obertruppendienstlager in Wartenberg, gut fünfundzwanzig Kilometer von Kratzau entfernt. Franz Sitte ist auf dem besten Weg, ein Kommunist zu werden, der seiner Heimat bei der Verbreitung des Nationalsozialismus helfen soll. Will man dieser Begebenheit zumindest irgendeine positive Sache abgewinnen, dann wohl diese: »Lernte dort ein junges, blondes und hübsches Mädchen kennen, in das ich mich über beide Ohren verliebte. Sie hieß Martl Neumann und war aus Wartenberg. Auch ich blieb ihr nicht einerlei und so kam es, dass wir am 27.4.40 heirate[te]n.« – Meine spätere Urgroßmutter.

An diesem Tag feiert die gesamte Familie in der Heimat. Auch Willi Sitte ist dabei, und als Geschenk überreicht er seinem Bruder und Marta, Martl – das Gemälde.

Worüber werden sie sich unterhalten haben?

Dass Franz seine Mitbürger zu Nationalsozialisten ausbilden soll und Willi eigentlich den ganzen Tag dabei ist, die Neue Reichskanzlei zu verschönern? Es hätte sicher noch schlimmer kommen können, das schon. Unweit seiner Kunsthochschule, an der Kunstakademie Düsseldorf, wird inzwischen das Fach

* Diese sollte im Sinne der Volksgemeinschaft Standesunterschiede beseitigen und die Gesinnung fördern. Durch Baukolonnen, durch das Kultivieren von Äckern und die Trockenlegung von Mohren. Dadurch, dass das Gehalt der Arbeiter selten über das Arbeitslosengeld hinausging, wurde betont, dass es sich hierbei um einen »Ehrendienst am deutschen Volke« handele. (Vgl. Stephanie Becker, Christoph Studt: *Und sie werden nicht mehr frei sein ihr ganzes Leben. Funktion und Stellenwert der NSDAP, ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände im »Dritten Reich«*, Münster 2013)

»Rassenkunde« unterrichtet. Germanische Schlachten zu malen, war da vielleicht noch das kleinere Übel. Aber lang wird es Willi Sitte in Kronenburg nicht mehr aushalten, nicht unter diesen Umständen. Er will endlich als Künstler weiterkommen und beschließt zu protestieren. Zusammen mit seinen Kommilitonen und der Unterstützung einer Sekretärin der Meisterschule schreibt er einen Beschwerdebrief an den Direktor Werner Peiner. Ein Schreiben mit Konsequenzen. Willi Sitte wird vor die Wahl gestellt: Entweder er überdenkt sein Verhalten, zieht den Brief zurück oder wird an die Front geschickt.

Kurz nachdem Willi Sitte nach der Heirat des Bruders Kratzau verlässt, macht das Gemälde seine erste Station. In Lindenau, wo meine Urgroßeltern ihre erste Wohnung beziehen. Franz bricht sich beim Sport das Becken und soll in der Zeit, während Hitler das Unternehmen Barbarossa^{*} beginnt, in einer Kaserne seiner neuen Heimat das Wachkommando^{**} übernehmen. Das trifft sich gut, schließlich ist er gerade Vater geworden. Die Geburt hatte nur seine Schwester Liesl miterleben können. Ihr Mann wurde ebenfalls eingezogen. Genau wie Franz' Brüder Ernst, Rudolf, Gustav und schließlich auch Willi Sitte.

»Inzwischen hatte sich einiges geändert. Willi wurde auch an die Front gesteckt, da sie bei ihm in der Zeit, in der er noch an der Kunsthochschule studierte, eine Serie Karikaturen von allen Nazigrößen gefunden hatten.«

* Unter diesem Decknamen lief die Aktion des Überfalls der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941.

** Franz Sitte hatte tatsächlich die Aufgabe, tagein, tagaus die Kaserne von Lindenau zu bewachen, und war damit 1941 als einziger Sitte-Bruder vorläufig in Sicherheit.